

Robyn Schneider
Mein wahrhaft wirkliches Leben davor und danach

Robyn Schneider

MEIN WAHRHAFT
WIRKLICHES LEBEN
DAVOR UND DANACH

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bernadette Ott

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzerin dankt dem Übersetzerhaus Looren, Schweiz, für die
Gastfreundlichkeit und wunderbare Arbeitsatmosphäre.

Das gesamte lieferbare Programm
von dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de



Deutsche Erstausgabe
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2013 Robyn Schneider
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Beginning of Everything‹
2013 erschienen bei Katherine Tegen Books,
an imprint of HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins Publishers,
10 East 53rd Street, New York, NY 10022
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen
Umschlaggestaltung: buxdesign, München
unter Verwendung einer Illustration von Carla Nagel
Gesetzt aus der Stempel Garamond 11/14
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74008-1

*Meinen Eltern,
die sich zweifellos in diesem Buch wiederfinden werden.
Keine Sorge, ich habe es euch leicht gemacht – ihr habt euch
direkt vor Augen, ohne großes Versteckspiel!*

Ich habe mich in ihren Mut, ihre Aufrichtigkeit
und ihre bedingungslose Selbstachtung verliebt,
und würde daran auch dann noch glauben,
wenn die ganze Welt wilde Mutmaßungen äußerte,
dass bei ihr ja wohl einiges im Argen liege ...
Ich liebe sie, und das ist das A und das O von allem.

F. SCOTT FITZGERALD

Die Welt zerbricht jeden und nachher sind manche
an den zerbrochenen Stellen stark.

ERNEST HEMINGWAY

ERSTES KAPITEL

Manchmal glaube ich, dass auf jeden seine Tragödie wartet, dass den Menschen, die da gerade im Schlafanzug Milch einkaufen oder an der Ampel in der Nase bohren, vielleicht schon im nächsten Augenblick ein schlimmes Unglück zustoßen kann. Als gäbe es im Leben von uns allen, egal wie unbedeutend es ist, einen Moment, an dem es eine große, unerwartete Wendung nehmen kann. Ein einziges Ereignis – und danach geschieht auf einmal das, was wirklich wichtig im Leben ist.

Mein Freund Toby zog sich in der Woche vor Schulanfang eine besonders üble Tragödie zu, als wir miteinander noch auf die Westlake Middleschool gingen. Das war kurz vor der siebten Klasse. Wir spielten in dem Sommer wie verrückt Tischtennis, barfuß bei ihm im Garten und mit dem Ehrgeiz, darin Weltmeister zu werden. Ich war besser als er, weil meine Eltern mich mit privaten Tennisstunden gequält hatten, seit ich die Gabel meines Kinderbestecks halten konnte. Aber manchmal, aus reiner Freundschaft, ließ ich Toby gewinnen. Es so hinzudrehen, dass ich gerade knapp genug verlor, damit er nicht die Absicht dahinter merkte, gab mir einen zusätzlichen Kick. Und während

Toby damals für unsere erfundene Pingpong-Weltmeisterschaft trainierte, erprobte ich mit diesem Akt wohlmeinender Anarchie den heimlichen Aufstand gegen die Überzeugung meines Vaters, dass Gewinnen im Leben alles sei.

Obwohl Toby und ich so gute beste Freunde waren, dass wir eigentlich nie die Gesellschaft von anderen Jungs in unserem Alter vermissten, ließ seine Mutter sich nicht davon abbringen, für ihn eine Geburtstagsparty zu veranstalten – wahrscheinlich damit er in der Klasse nicht weiter zu sehr zu den Außenseitern zählte, was bei uns beiden in der Grundschule der Fall gewesen war.

Mrs Ellicott verschickte also an ein halbes Dutzend Jungs, die genauso wenig am Sozialleben interessiert waren wie Toby und ich, Einladungskarten zu einer Piraten-der-Karibik-Themenparty und fuhr mit uns am letzten Dienstag vor Ende der Sommerferien im verdrecktesten burgunderroten Minibus, den ich kannte, nach Disneyland.

Wir wohnten nur zwanzig Minuten mit dem Auto davon entfernt und zu dem Zeitpunkt hatte Disneyland seinen Zauber für uns alle bereits reichlich eingeübt. Wir wussten genau, welche Attraktionen sich lohnten und welche reine Zeitverschwendung waren. Als uns Tobys Mutter deshalb vorschlug, doch gemeinsam den Enchanted Tiki Room zu besuchen, erntete sie dafür so viel Spott, als hätte sie uns zum Mittagessen an die Salatbar bei Pizza Port abschleppen wollen. Schließlich einigten wir uns darauf, zunächst einmal mit der Thunder Mountain Railroad zu fahren. Und dabei sollte es dann auch bleiben.

Toby und ich wählten Plätze im allerletzten Wagen, von dem jeder weiß, dass er der schnellste ist. Der Rest der Ge-

burtstagsparty stritt sich um die Plätze im vordersten Wagen, der nicht der schnellste, aber aus unerfindlichen Gründen beliebter ist. Und so kam es, dass Toby und ich auf einmal von den anderen durch eine Horde fremder, erwartungsvoller Disneylandbesucher getrennt waren.

Wahrscheinlich erinnere ich mich deswegen mit so übergroßer Klarheit an alles an diesem Tag, weil an ihm das Unglück passiert ist. Ihr kennt bestimmt alle diese Schilder, wenn man in Disneyland in der Schlange ansteht; mit dicken schwarzen Strichen, die angeben, wie groß man als Kind mindestens sein muss, um mitfahren zu dürfen. Dann kennt ihr auch die blödsinnigen Hinweise, die darauf zu lesen sind: dass schwangeren Frauen und Menschen mit Herzbeschwerden von der Fahrt abgeraten wird, wie man seinen Rucksack als Fahrgast richtig packt oder dass man die ganze Fahrt über sitzen bleiben soll.

Es stellte sich heraus, dass diese Warnhinweise doch nicht so überflüssig sind. In der Reihe vor uns hatte eine Familie Platz genommen, japanische Touristen mit Mickymaus-Hüten auf dem Kopf, solche, in die die Namen eingestickt sind. Während Toby und ich uns den Wind ins Gesicht blasen ließen und der Zug so laut über die alten Gleise ratterte, dass man nicht mal seine eigenen Schreie hören konnte, stand einer der Jungen vor uns plötzlich von seinem Sitz auf. Er lachte und hielt seinen Mickymaus-Hut auf dem Kopf fest. Dann sauste der Zug in einen niedrigen Tunnel hinein.

In den Nachrichten war später zu hören, dass einem vierzehnjährigen Jungen aus Japan bei einer Fahrt mit der Thunder Mountain Railroad der Kopf abgeschlagen worden war, weil er die Sicherheitshinweise missachtet hatte.

Nicht erwähnt wurde in den Nachrichten, dass der Kopf des Jungen nach hinten geschleudert wurde – er segelte mit seinen großen Mickymaus-Ohren wie ein grotesker Helikopter auf uns zu – und dass Toby Ellicott, der an diesem Tag seinen zwölften Geburtstag feierte, den abgetrennten Kopf auffing und in Schockstarre den gesamten Rest der Fahrt auf dem Schoß behielt.

Es gibt kaum eine Möglichkeit, ein solches Erlebnis mit Anstand und Würde zu verarbeiten, und es gab auch keine Patentantwort auf die vielen »Donnerwetter! Hut ab!«-Witze, die Toby sich an der Westlake Middle School noch lange danach anhören musste. Tobys Tragödie war, dass er sich an seinem zwölften Geburtstag in der Thunder Mountain Railroad am falschen Sitzplatz befand und sein Leben seither von diesem Ereignis überschattet wurde.

Es hätte genauso gut mich treffen können. Wenn wir uns in anderer Reihenfolge hingesetzt hätten oder wenn die beiden Jungen vor uns in allerletzter Minute noch die Plätze getauscht hätten, dann hätte der abgeschlagene Kopf genauso gut mich aus der Bahn werfen können anstelle von Toby. Solche Gedanken kamen mir manchmal, während wir in den folgenden Jahren immer weiter auseinanderdrifteten. Toby verblasste mehr und mehr zur sozialen Randerscheinung und ich wurde an unserer Schule zum King. Warum, war mir eigentlich selbst ein Rätsel. Die restliche Zeit an der Middle School und die ersten drei Jahre an der Highschool prusteten meine Freundinnen regelmäßig los und fragten: »Warst du nicht irgendwann mal mit dem befreundet? Der Junge da drüben, du weißt schon, der damals den abgeschlagenen Kopf aufgefangen hat.«

»Wir sind immer noch befreundet«, behauptete ich dann, obwohl es nicht stimmte. Toby und ich hatten immer noch Kontakt und chatteten manchmal miteinander, aber unsere Freundschaft war seit dem Vorfall schwer angeschlagen. Um nicht zu sagen geköpft. Die Lasten waren zwischen uns zu ungleich verteilt. Wie der japanische Junge damals in der Reihe vor uns spürte ich kein Gewicht auf den Schultern.

Entschuldigung. Das war gerade geschmacklos von mir. Aber um ehrlich zu sein, seit der siebten Klasse ist einfach schon so viel Zeit vergangen. Das Ganze fühlt sich inzwischen für mich wie eine Gruselstory an, die ich irgendwann mal gehört habe. Es war die Tragödie von Toby und er hat ihre Folgen stoisch ertragen, während ich damals so gut wie unverseht entkommen bin.

Meine eigene Tragödie ließ sich Zeit. Sie wartete ab, bis ich mich an mein nicht gerade schlechtes Leben in einem durchschnittlichen amerikanischen Vorort gewöhnt hatte. Bis ich nicht mehr daran glaubte, das Leben könne für mich noch eine aufregende Wendung nehmen. Weshalb es dann auch beinahe schon zu spät war, als mir schließlich meine eigene Tragödie zustieß. Ich war gerade siebzehn geworden, überall beliebt, hatte gute Noten und war nahe dran, für immer ein durch und durch gewöhnliches Leben zu führen.

Jonas Beidecker war ein Junge, den ich nur ganz am Rand kannte, so wie man es mitkriegt, wenn jemand am Tisch neben einem sitzt oder wenn in der linken Spur ein großer Transporter fährt. Ich hatte ihn auf dem Radar, aber mehr auch nicht. Es war seine Party, in einem Haus am

North Lake mit einem Gartenpavillon voller Sixpacks und Alcopops. Obwohl es das Prom-Wochenende war, waren quer durch den Garten Weihnachtslichterketten gespannt, die sich im dunklen Wasser des Sees spiegelten. Die Straße war kreuz und quer vollgeparkt und ich musste zwei Straßen weiter fahren, bis zur Windhawk, bevor ich mein Auto abstellen konnte. Ich wollte nämlich keinesfalls eine Delle riskieren.

Meine Freundin Charlotte und ich hatten uns am Nachmittag auf dem Tennisplatz gestritten, nach meinem Off-Season-Training. Sie hatte mir vorgeworfen – mal sehen, ob ich es noch wörtlich hinbekomme –, mich »hinsichtlich des Junior-Senior-Luau nicht genügend der Verantwortung als Jahrgangsstufensprecher zu stellen«. Sie sagte das wie immer auf herablassende Weise, so als müsste ich mich für irgendetwas schämen. Als müsste mich ihre Warnung, dass etwas schief laufen könnte, in einen solchen Alarmzustand versetzen, dass ich auf der Stelle eine Sondersitzung des Organisationskomitees einberief.

Ich war nass geschwitzt und nuckelte an meinem Energydrink, als sie in einem Kleid mit Spaghettiträgern auf den Platz spazierte, das sie den ganzen Tag lang unter einer Strickjacke versteckt hatte. Während sie mit mir redete, dachte ich nur daran, wie sexy ihre nackten Schultern waren.

Vermutlich verdiente ich es nicht anders, als sie mir sagte, ich würde sie manchmal ganz schön nerven, und sie würde lieber mit ihrer Freundin Jill auf Jonas' Party gehen, denn ich sei zu nichts zu gebrauchen, wenn ich so unmöglich drauf war wie jetzt.

»Wie soll man ›unmöglich drauf sein‹ denn sonst definieren?«, antwortete ich und wischte mir Gatorade vom Kinn.

Falsche Antwort. Sie schrie empört auf, ein Laut irgendwo zwischen Fauchen und Knurren, und rauschte davon. Weshalb ich extra zu spät auf die Party gekommen war, immer noch in meinen Tennisshorts, denn ich wusste, wie sehr ich sie damit ärgern konnte.

Ich steckte mein Schlüsselband in die Hosentasche und nickte zur Begrüßung einer Gruppe von Leuten zu. Weil ich Jahrgangsstufensprecher war und außerdem Kapitän unseres Tennisteam, hatte ich das Gefühl, dauernd um mich herum Hallo sagen zu müssen, egal wo ich war – als wäre die ganze Welt eine Bühne und ich darauf nur ein Spieler, ein armer Tennisspieler.

Entschuldigung – ist mir nur so rausgerutscht. Solche Witze waren mein Markenzeichen, weil sich die Leute dann wohler fühlten. Weil sie dann kollektiv die Augen verdrehen konnten über mich, den Jahrgangsstufensprecher und Kapitän des Tennisteam, dass der so was von sich gab.

Ich griff mir einen Plastikbecher, allerdings ohne dass ich vorhatte, von dem Zeugs zu trinken, und ging in den Garten zu den Jungs von der Mannschaft. Es waren die üblichen Verdächtigen, sie hatten alle schon ziemlich viel getrunken und im Lauf des Abends würde es noch schlimmer werden. Sie begrüßten mich laut und überschwänglich und ich ertrug gutmütig ihr Schulterklopfen, bevor ich mich auf einem freiwillig geräumten Liegestuhl niederließ.

»Hey, Faulkner, schau mal rüber!« Evan schwankte betrunken. Er stand auf einem Blumentopf und umklammerte eine neongrüne Poolnudel, die er unter sich in den

Kübel zu stecken versuchte. Jimmy kniete vor ihm auf dem Boden und hielt sich das andere Ende vor den Mund. Sie versuchten, den Blumentopf mitsamt Schaumstoffpoolnudel in ein Bierfass mit Zapfhahn zu verwandeln. Was ausreichen dürfte, um klarzumachen, wie betrunken sie waren.

»Mist, schon alles leer getrunken«, beklagte sich Jimmy und die übrigen Jungs klopfen dazu auf den Gartenmöbeln einen Trommelwirbel. Ich stand auf und erteilte ihrer Aktion meinen Segen, denn das war immer meine Aufgabe – allen und allem meinen Segen zu erteilen. Ich stand mit meinem Plastikbecher in der Hand da und hielt eine launige Rede, dies sei ein wahrer Fall fürs *Guinnessbuch der Rekorde*, wenn auch nur deswegen, weil wir Guinness tranken. Die Party war wie hundert andere Partys, die wir schon gefeiert hatten. Und wir hatten auch schon hundert andere solcher blödsinnigen Nummern ausprobiert, die nie funktionierten, aber immerhin alle bei Laune hielten.

Die Sache mit dem Poolnudelzapfhahn klappte nicht, was leicht vorherzusagen war, und Jimmy und Evan schoben sich dafür gegenseitig die Schuld in die Schuhe, mit lächerlichen Erklärungsversuchen, die nichts mit ihrer krasen Fehleinschätzung der gesamten Versuchsanordnung zu tun hatten. Danach wandte sich das Gespräch ringsum der Afterparty zu, die wir nach der Prom feiern wollten, wir hatten dafür eine Suite im Four Seasons gemietet. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Es war eines unserer letzten Wochenenden als Juniors und ich dachte darüber nach, was bald alles auf uns zukommen würde. Die ganzen Rituale, die Prom, das Luau und das Vorrücken in die Abschluss-

klasse, jahrelang hatten wir das alles aus der Ferne beobachtet und jetzt waren wir selbst an der Reihe.

Es war draußen etwas frisch und die Mädchen fröstelten in ihren Kleidern. Zwei Freundinnen von Jungs aus dem Tennisteam kamen zu uns herübergeschlendert und setzten sich bei ihren Freunden auf den Schoß. Sie hatten ihre Smartphones herausgezogen, wie Mädchen das auf Partys so tun, und ihre Handflächen waren von einem schwachen Lichtschein umgeben.

»Wo ist denn Charlotte?«, fragte das eine Mädchen und ich brauchte eine Weile, bis ich kapierte, dass die Frage an mich gerichtet war. »Hallo? Ezra?«

»Entschuldigung«, sagte ich und fuhr mir mit der Hand durch die Haare. »Ist sie denn nicht mit Jill zusammen?«

»Nein, ist sie nicht«, sagte das Mädchen. »Jill hat heute Abend absoluten Hausarrest. Sie hat da nämlich diese Mappe mit Fotos ins Netz gestellt. Auf einer Model-Website. Und Jills Eltern haben es rausgefunden und sind total ausgerastet, weil sie die Fotos für Pornografie gehalten haben, was natürlich Quatsch ist.«

Ein paar von den Jungs blickten bei dem Wort Pornografie hoch und Jimmy machte mit der Poolnudel eine obszöne Geste.

»Wie kann man etwas für Pornografie halten, wenn es keine ist?«, fragte ich, weil mich diese Wendung des Gesprächs auf einmal interessierte.

»Also ein Pornofoto ist es, wenn man es sich selber macht«, erklärte das Mädchen, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt.

»Stimmt«, antwortete ich. »Vor allem für uns Jungs.«

Aber ich wünschte mir, das Mädchen wäre klüger gewesen und ihre Antwort hätte mich irgendwie beeindruckt.

Alle ringsum lachten und fingen an, Pornowitz zu reißen, und mir dämmerte allmählich, dass ich keine Ahnung hatte, wo Charlotte steckte. Ich war einfach davon ausgegangen, dass ich sie auf der Party treffen und sie sich genauso verhalten würde wie immer, wenn wir miteinander Streit hatten: mit Jill abhängen, zu mir hin demonstrativ die Augen verdrehen und quer durch den Raum genervt auf mich reagieren, bis ich schließlich zu ihr kam und mich wortreich entschuldigte. Diesmal aber hatte ich sie den ganzen Abend nicht gesehen. Ich zog mein Smartphone heraus und schrieb ihr eine SMS, um herauszufinden, was los war.

Fünf Minuten später, sie hatte immer noch nicht geantwortet, kam Heath, ein bulliger Senior aus dem Footballteam, zu uns herübergeschlendert. Er hatte seine leeren Plastikbecher alle ineinandergestapelt, mindestens sechs. Wahrscheinlich wollte er uns damit beeindrucken, aber ich fand, dass es vor allem viel Müll war.

»Faulkner«, grunzte er.

»Ja?«, fragte ich.

Er sagte zu mir, ich solle aufstehen, und ich folgte ihm achselzuckend zu dem schlammigen, schmalen Uferstreifen direkt am See.

»Du solltest mal nach oben gehen«, riet er mir mit solchem Ernst, dass ich keine weiteren Fragen stellte.

Das Haus von Jonas' Eltern war groß, ich schätze, es hatte mindestens sechs Zimmer im ersten Stock. Aber das Glück, wenn man es denn so nennen will, war auf meiner Seite.

Mein Hauptgewinn wartete gleich hinter der ersten Tür auf mich: Charlotte, ein Typ, den ich nicht kannte, und eine Szene, die man leicht fälschlicherweise für Pornografie hätte halten können, wenn ich sie mit meiner Handykamera aufgenommen hätte, obwohl dies bestimmt nicht meine künstlerische Intention gewesen wäre.

Ich musste schlucken. Charlotte würgte eher. Sie blickte mich entsetzt an, als ich da vor ihr im Türrahmen stand. Keiner von uns beiden sagte etwas. Dann fluchte der Typ, zog den Reißverschluss an seiner Hose zu und fragte: »Was zum Teufel will der hier?«

»Ezra, ich – ich –«, stammelte Charlotte. »Ich hab nicht damit gerechnet, dass du so früh kommst.«

»Ich auch nicht. Aber er schon«, murmelte ich mürrisch. »Er war grad am Kommen.«

Keiner lachte.

»Wer ist das?«, fragte der Typ und guckte dabei zwischen Charlotte und mir hin und her. Er ging nicht auf unsere Schule und wirkte auf mich wie ein College-Typ, der es auf einer Highschool-Party mal so richtig krachen lassen wollte.

»Ich bin ihr Freund«, sagte ich. Aber es klang unsicher, eher wie eine Frage.

»Das ist er? Der da?«, fragte er und musterte mich. »Dem zeig ich's, wenn du willst.«

Also hatte sie mit diesem Kuschelhengst tatsächlich über mich geredet? Bei näherer Betrachtung musste ich mir eingestehen, dass er wahrscheinlich wirklich stärker war als ich. Ich konnte zwar so richtig austeilern, aber nur mit dem Tennisschläger, nicht mit der Faust.

»Weißt du was, zeig lieber stattdessen ihr, was du draufhast«, meinte ich, drehte mich um und ging wieder runter ins Erdgeschoss.

Es wäre vielleicht alles nicht so schlimm gewesen, wenn Charlotte nicht hinter mir hergestürzt wäre und darauf beharrt hätte, weiterhin auf der Prom meine Balldame zu sein. Es wäre vielleicht alles wieder in Ordnung gekommen, wenn sie mir das nicht inmitten des Partygedränges im Wohnzimmer von Jonas' Eltern ins Gesicht gebrüllt hätte. Und es hätte wahrscheinlich anders geendet, wenn ich mit meinem Auto nicht wie mit einem Hätschelkind umgegangen wäre, das ich vor betrunkenen Fahrern schützen wollte, weshalb ich es zwei Straßen weiter an der Windhawk geparkt hatte.

Vielleicht, wenn sich das alles anders verhalten hätte, wäre ich dann nicht genau in dem Augenblick auf den Princetown Boulevard abgebogen, als ein schwarzer SUV aus dem toten Winkel der Kurve auftauchte und das Stoppchild überfuhr.

Keine Ahnung, warum man in solchen Fällen gern von einem »Zusammenstoß« spricht, als würden da mit großer Energie irgendwelche Atome aufeinanderprallen und eine energiegeladene neue Einheit bilden. Womit ich zusammenstieß, das war jedenfalls zuerst mein Airbag, und danach prallte ich auf das Lenkrad und vermutlich danach – oder auch gleichzeitig – gegen die Fahrtür oder wie auch immer man den Teil eines Autos nennt, der einem das Knie zu Marmelade vermanschen kann.

Der Aufprall war ohrenbetäubend und alles schien auf mich einzustürzen und mich zu zermalmen. Dazu der Ge-